17. Jahrgang / Nr. 271

Freitag, den 6. Oktober 1939

Einzelpreis: 10 Rpf. 20 Groschen

Deutsche Lodzer Zeitung

Mit den amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Militär- und Zivilbehörden

Führer-Parade in Warschau

Führerhauptquartier, 5. Oktober

Der Führer und Oberste Befehlshaber besuchte am Donnerstag die zur Einnahme von Warschau eingesetzten und nun nach siegreicher Beendigung der Operationen im Osten für andere Aufgaben freiwerdenden deutschen Truppenverbände. Den Abschluß des Führerbesuches bei der Truppe bildete ein Vorbeimarsch der an den Kämpfen um die ehemalige polnische Hauptstadt beteiligten Truppenteile vor dem Führer in Warschau.

Besuch im Belvedere

(Von unserem im Führerhauptquartier befindlichen W. B.-Sonderberichterstatter)

Der Führer besuchte am Donnerstag die deutschen Truppen, die die letzten Kämpfe um Warschau siegreich beendeten und die jetzt zu neuen Aufgaben bereit stehen.

Wir überfliegen das weite Weichselland, in das nun der Friede eingekehrt ist. Nichts erinnert mehr auf den Aeckern, Straßen, Feldern und Wiesen daran, daß hier vor kurzer Zeit die große Schlacht in Polen geschlagen wurde. In zweieinhalbstündigem Flug erreichen wir den Zentralflughafen Warschau-Okencie. Auch der Flughafen ist bereits wieder völlig hergestellt. Das Flugfeld ist geebnet, nur die zerstörten Hallen geben noch Zeugnis von der Treffsicherheit unserer Luftwaffe.

Vom Flugzeug aus hatten wir Gelegenheit, die Folgen zu sehen, die der sinnlose Widerstand der polnischen Truppen und der von verantwortungslosen Elementen aufgepeitschten Zivilbevölkerung für diese Stadt gehabt hat. Wir erkennen das ungeheure Verbrechen, das von einer verantwortungslosen polnischen Führung an der Warschauer Bevölkerung verübt worden ist. Man hatte mitten in den Anlagen und Parks, auf den Plätzen und in den Straßen, auf den Dächern der Häuser Geschütze und Maschinengewehre, Artilleriebeobachtungen und Flakbatterien eingebaut. Alle diese Kampfstellungen mußten naturgemäß niedergekämpft werden und daß dabei die benachbarten Häuserviertel in Mitleidenschaft gezogen wurden, leuchtet ohne weiteres ein. Trotzdem sind die militärischen Kampfhandlungen gegen Warschau mit der größtmöglichen Rücksichtnahme durchgeführt worden.

Um 11,30 Uhr trifft der Führer auf Flughafen Okencie ein. Es melden sich bei ihm der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, Generaloberst Milch, der Oberbefehlshaber Ost Generaloberst von Rundstedt, die Generalobersten von Reichenau und Blaskowitz, die Fliegergenerale Löhr und Kesselring, der Kommandant von Warschau, Generalleutnant von Cochenhausen. Fast alle tragen sie das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, das der Führer ihnen für ihre hervorragenden Verdienste bei der Truppenführung verliehen hat. Je eine Ehrenkompanie des Heeres und der Luftwaffe ist angetreten. Unter den Klängen des Deutschlandliedes und des Horst-Wessel-Liedes schreitet der Führer die Front ab. Auch in den Ehrenkompanien trägt mancher Mann voll Stolz das Eiserne Kreuz auf der Brust.

Die Fahrt in die Stadt

Nach einer kurzen militärischen Besprechung im Befehlswagen des Armeeoberkommandos begibt sich der Führer in die Stadt, jubelnd begrüßt von den Kolonnen der deutschen Truppen. Wir fahren durch Warschau, vorbei am Palais Brühl, dem polnischen Außenministerium und dem Hotel „Europejski“ und biegen dann in die Ujazdowski-Allee ein, an der sich die meisten Botschafts- und Gesandtschaftsgebäude erheben. Sie sind zum größten Teil völlig unzerstört, weil die deutsche Heerführung es peinlichst vermieden hat, dieses Viertel Warschaus zu bombardieren, obwohl auch hier auf polnischer Seite keine Rücksicht auf die Exterritorialität der Gebäude genommen wurde. Vollkommen zerstört ist aber die italienische Botschaft. Sie wurde von den Polen ausgeplündert und in Brand gesteckt. Die unmittelbar daneben liegende niederländische Gesandtschaft ist völlig unversehrt. Nicht einmal die Fensterscheiben sind gesprungen, ein Beweis mehr, daß keine Bombe und kein Granattreffer in die Ujazdower Allee gefallen ist.

Der Vorbeimarsch

Etwa in der Mitte der Allee ist eine kleine tannengrüngeschmückte Tribüne errichtet. Hier formieren sich die deutschen Truppen zum Vorbeimarsch vor dem Führer.

Hakenkreuzfahnen wehen hell im Sonnenschein. Leuchtend spannt sich hinter der Tribüne die Reichskriegsflagge. Formationen aller noch im Warschauer Raum stehenden Truppen sind an diesem Vorbeimarsch beteiligt. Zwei Stunden lang zieht das feldgraue Heer an seinem Führer und Obersten Befehlshaber vorüber. Jubelnd klingen die deutschen Militärmärsche, fest der Schritt der Soldaten. Freude und Stolz leuchtet ihnen aus den Augen. Es ist kein Unterschied zu entdecken zwischen den einzelnen Truppengattungen. Sie alle kommen mit dem gleichen Schneid daher. Ob nun Infanterie vorüberzieht, ob leichte oder schwere Artillerie, Nachrichten- oder Panzertruppen, Flieger oder die Männer der Panzerabwehrwaffe, ob sie aus Niedersachsen stammen oder aus Pommern, aus Ostpreußen oder aus Süd-Deutschland, aus der Ostmark oder aus dem Sudetenland: — sie sind die Männer im feldgrauen Kleid, deutsche Soldaten, Soldaten des Führers, kampferprobt und kampfentschlossen. Immer wieder grüßt der Führer die vorüberziehenden Truppen. Mit besonderem Stolz blickt er den Männern ins Antlitz, die das Eiserne Kreuz als Zeichen ihrer Tapferkeit tragen, und es sind eine Anzahl dabei, die nicht nur mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet sind, sondern die sich in diesen knappen Wochen durch besondere Tapferkeit auch schon das Eiserne Kreuz I. Klasse verdient hatten. Einige tragen bereits die Spange zum Eisernen Kreuz I. Klasse, ein Zeichen, daß sie bereits im Weltkrieg sich diese Auszeichnung erworben und hier, in der Schlacht in Polen, diese ein zweitesmal sich erkämpften.

Es sind die besten Soldaten der Welt, die hier vorüberziehen. Sie haben eine Schlacht gewonnen, die einzigartig ist in der Weltgeschichte. Nun erleben sie die stolzeste Stunde: sie stehen vor dem Führer und sie sind heute zugleich die Repräsentanten des ganzen deutschen Heeres.

Der Führer im Belvedere

Nach dem Vorbeimarsch besucht der Führer Schloß Belvedere, das Haus, in dem Pilsudski lebte und starb. Völlig unversehrt ist das kleine Schlößchen, auch nicht ein Möbelstück ist von seinem Platz gerückt. In den Schränken sehen wir die Uniform hängen, die der Marschall trug. Vor dem Eingang zum Schloß steht eine Ehrenwache der Deutschen Wehrmacht. Der Führer verweilt kurz in dem Arbeitszimmer des großen Toten, der seinem Volke den Frieden gegeben hatte, einen Frieden, den die Männer, die nach des Marschalls Tode die Macht an sich rissen, so schmählich verrieten. Dann begibt sich der Führer wieder zum Flugplatz. Westwärts startet die Maschine, begleitet von den jubelnden Heilrufen der Soldaten, die noch einmal ihrem Führer eine brausende Huldigung darbringen.

Säuberung ostwärts der Weichsel geht weiter

Berlin, 5. Oktober

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Osten wurde die am Mittwoch begonnene Säuberung des Gebietes ostwärts der Weichsel von versprengten polnischen Truppenteilen fortgesetzt.

Im Westen nur geringe Artillerie- und Luftaufklärungstätigkeit.

In einem Monat!

72 Flugzeuge abgeschossen

Berlin, 5. Oktober

Am 30. 9. 1939 wurde als Ergebnis einer Jagdabwehr die Vernichtung von 14 feindlichen Flugzeugen an der Westfront und über der Nordsee gemeldet.

Die genaue Ueberprüfung der Luftkämpfe des ersten Kriegsmonats hat einwandfrei ergeben, daß die Verluste der Engländer und Franzosen nicht 14, sondern 23 Flugzeuge betragen, von denen 21 über der Westfront und zwei über der Nordsee vernichtet wurden. Die eigenen Verluste beziffern sich dagegen nur auf fünf Flugzeuge.

Die Luftkämpfe, die sich mit Unterbrechungen fast die ganze Zeit hindurch erstreckten, wurden von unseren Jägern mit größtem Schneid durchgeführt. So wurde beispielsweise ein geschlossener Verband von fünf Flugzeugen vollkommen vernichtet. Aus einem anderen Verband, der 35 Maschinen zählte, wurden acht abgeschossen, die anderen zur Flucht gezwungen.

72 Flugzeuge sind es im ganzen, die England und Frankreich in dem einen Monat des Krieges verloren. Davon entfallen 27 auf England und 45 auf Frankreich.

Des Führers Dank an die Soldaten der Ostfront

Der Führer erließ an die Soldaten der Ostfront den folgenden Aufruf:

Soldaten der Wehrmacht im Osten!

Am 1. September seid Ihr auf meinen Befehl angetreten, um unser Reich vor dem polnischen Angriff zu schützen.

In vorbildlicher Waffenkameradschaft zwischen Heer, Luftwaffe und Kriegsmarine habt Ihr die Euch gestellte Aufgabe erfüllt. Ihr habt Euch mutig und tapfer geschlagen.

Heute konnte ich die gegen das befestigte Warschau eingesetzten Truppen begrüßen.

Dieser Tag schließt einen Kampf ab, der von bestem deutschen Soldatentum berichtet.

Mit mir dankt Euch voll Stolz das deutsche Volk.

In unerschütterlichem Vertrauen blickt die Nation dank Euch wieder auf seine Wehrmacht und ihre Führung.

Wir gedenken unserer Gefallenen, die wie die zwei Millionen Toten des Weltkrieges ihr eigenes Dasein gaben, damit Deutschland lebe.

Unter den Fahnen, die in stolzer Freude allerorts in deutschen Landen wehen, stehen wir enger denn je zusammen und binden den Helmriemen fester.

Ich weiß, Ihr seid zu allem bereit im Glauben an Deutschland.

(gez) Adolf Hitler.

Das „reiche" England leidet unter dem Krieg

Amsterdam, 6. Oktober

Die ersten folgenschweren Rückwirkungen der Preissteigerungen auf das englische Wirtschaftsleben treten bereits zutage. Der englische Werftarbeiterverband hat bereits die Forderung gestellt, die Löhne der Erwachsenen um einen Schilling, der Jugendlichen um einen halben Schilling zu erhöhen. Die kleinen Geschäftsinhaber der englischen Städte beklagen sich darüber, daß sie nicht nur unter den Auswirkungen der Kriegswirtschaft leiden, sondern daß die größeren Konzerne die Gelegenheit des Krieges ergreifen, um die kleinen Geschäfte zu ruinieren.

Laut „Times" hat der Exekutivausschuß der Transportarbeiter einen scharfen Protest gegen die Teuerung der Lebensmittelpreise gefaßt. Der Protest erklärt, das Steigen der Bedarfsartikelpreise sei alarmierend. Das Syndikat protestiere gegen die Versäumnis der Regierung, die Preise zu kontrollieren. In allen Fällen, in denen die Regierung die Lebensmittelpreise festgesetzt hätte, seien die Preise gegenüber den früheren erhöht worden. Das erscheine als eine absichtliche Politik zur Herabsetzung des Wertes der Löhne.

Der Ausschuß warnt davor, daß bald sehr ernstliche Lohnschwierigkeiten auftreten könnten, falls man den gegenwärtigen Mißständen nicht entgegenträte. Die Labour-Party dürfe sich nicht von der Regierung mißbrauchen lassen. Sie müßte daher einen Mißtrauensantrag gegen die Regierung im Unterhaus einbringen.

Der englische Unterstaatssekretär **Butler** teilte im Unterhaus mit, die deutsche Regierung habe über den Schweizer Gesandten mitteilen lassen, daß **Deutschland sich strikt an das Giftgasverbot halten werde**, vorausgesetzt, daß England das gleiche tue.

Unsere Blutopfer

Julius Geisler,
Dorfkantor und Evangelist (aus Vandsburg), 31 Jahre alt, wurde in Szarlatowo, Gemeinde Kolo, erschossen.

Helene Dulin
Frau eines Kirchenvorstehers in der evangelischen Gemeinde Kolo, erschossen.

Roman Fröhlich,
Totengräber der Gemeinde Turek, 37 Jahre alt, im Wald erschlagen.

Adolf Jäger
aus Kwony, Gem. Turek, 58 Jahre alt, am 7. September erschossen.

Johann Erber
aus Olszuwka, Gem. Turek, 32 Jahre alt, am 7. September erschossen.

Eduard Krause
aus Olszuwka, 57 Jahre alt, am 7. September erschossen.

Karl Arndt
aus Olszuwka, 54 Jahre alt, am 7. September erschossen.

Kakoschke,
Hausbesitzer in Konin, erschossen.

Polej,
Zuckerbäcker in Konin, erschossen.

Scholtz (Schultz)
aus Konin, erschossen.

Deutschland weiterhin friedensbereit

Der Reichsaußenminister über die Folgen der Moskauer Abmachungen

Berlin, 6. Oktober

Der Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop empfing heute den Sonderberichterstatter und außenpolitischen Leiter der japanischen Zeitungen „Tokio Nitschi Nitschi" und „Osaka Mainitschi", Herrn Kusuyama. Herr Kusuyama hatte Gelegenheit, folgende Fragen vom Reichsaußenminister beantwortet zu bekommen:

„Wie beurteilen Sie, Herr Reichsaußenminister, die Moskauer Abmachungen und ihre Folgen für die europäische Politik?"

Reichsaußenminister von Ribbentrop antwortete: „Ich bin sehr befriedigt über den Verlauf und das Ergebnis der Verhandlungen zwischen Deutschland und der UdSSR, die zu einer Klärung der Verhältnisse im ehemaligen polnischen Gebiet und damit in Osteuropa geführt haben. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in diesen Gebieten nicht nur zum Vorteil und zum Segen für die in diesem Raum lebenden verschiedenartigen Völkerschaften dienen wird, sondern daß mit der Beseitigung dieses Unruheherdes Europas auch ein bedeutsamer Schritt zur Wiederherstellung des Weltfriedens getan ist. Ferner glaube ich, daß diese Regelung allen Kriegshetzern der Welt eine Lehre ist und von allen friedliebenden Völkern nur aufrichtig begrüßt werden wird. Deutschland und Sowjetrußland haben in ihrer gemeinsamen Erklärung England und Frankreich vor die Wahl gestellt, ob sie Krieg oder Frieden haben wollen. Es liegt an den Westmächten, sich zu entscheiden."

„Welche Rückwirkung, glauben Sie, Herr Reichsaußenminister, werden diese deutsch-russischen Abmachungen auf das deutsch-japanische Verhältnis einerseits und das japanisch-russische andererseits haben?"

„Ich habe", so antwortete der Reichsaußenminister, „mit Genugtuung von dem vor einigen Wochen herbeigeführten Ausgleich von Nomonhan zwischen Japan und der UdSSR Kenntnis genommen. Ich glaube, daß dieser erste Ausgleich einen positiven Beitrag zu einer endgültigen Befriedung auch im Fernen Osten darstellt. Jeder weitere Schritt der beiden Länder in dieser Richtung wird von Deutschland warm begrüßt. Die deutsch-sowjetischen Abkommen von Moskau und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und Deutschland können diesen Bestrebungen nur förderlich sein."

„Man sagt, Herr Reichsaußenminister, daß Deutschland mit der deutsch-sowjetischen Erklärung eine große Friedensoffensive eröffnet habe. Entspricht dies wirklich den Absichten der deutschen Regierung?"

Antwort des Reichsaußenministers: „Deutschland hat immer den Frieden und nicht Krieg gewollt. Der polnische Krieg wurde uns, entgegen allen vernünftigen Angeboten des Führers, aufgezwungen. Ebenso war es im Westen nicht Deutschland, sondern England und Frankreich, die den Krieg erklärten. Wenn Deutschland daher immer noch bereit ist zum Frieden, so ist dies nichts Neues. Allerdings werden sich die Westmächte bald entscheiden müssen. Der sinnlosen Drohung englischer Kriegshetzer ‚Vernichtung des Hitlerismus', die nichts anderes bedeutet als die Vernichtung des deutschen Volkes, könnte sonst eben so gut eine deutsche Losung, wie z. B. ‚Vernichtung der englischen Demokratie', entgegengestellt werden, was die Vernichtung des britischen Imperiums bedeuten würde, und was mir eben so sinnlos erscheint!"

„Glauben Sie, Herr Reichsaußenminister, daß Japan bei dieser Friedensaktion irgend einen Beitrag zur Wiederherstellung des Weltfriedens leisten kann?"

Antwort des Reichsaußenministers: „Ich glaube, daß das Gewicht Japans, als der herrschenden Macht Ostasiens, bei allen großen Entscheidungen der Weltpolitik besonders in die Wagschale fällt. Es ist kein Zweifel, daß heute in vielen Ländern Kriegshetzer sitzen, die an dem Ausbruch des wirklichen Krieges in Westeuropa stärkstens interessiert sind. Ein Blick in die Presse, vor allem auch nach der Veröffentlichung der deutsch-russischen Friedenserklärung, zeigt, wo diese Hetzer am Werk sind. Diese internationalen Hetzer hetzen heute das englische und das französische Volk gegen Deutschland, und morgen würden sie sich nicht scheuen, z. B. das amerikanische und japanische Volk aufeinander zu hetzen."

Zum Schluß des Interviews sagte der Reichsaußenminister: „Ich bin sicher, daß man sich in Japan dieser Tatsachen bewußt ist. Ich glaube daher, daß auch Ihre Nation ein Interesse an der Wiederherstellung des europäischen Friedens hat".

Neutral — aber Forderungen an England

Die Beschlüsse der Panama-Konferenz

Panama, 5. Oktober

Auf der Konferenz der Südamerika-Staaten in Panama wurde einstimmig eine Proklamation angenommen, in der die amerikanischen Staaten ihre Stellung als Neutrale festlegen. Und zwar wird darin erklärt, daß Argentinien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Ecuador und Peru ihre schon während des Krieges von 1914 vorgeschlagenen Maßnahmen jetzt in die Tat umgesetzt sehen wollen.

Die Regierungen der amerikanischen Republiken müßten daher darauf bestehen, daß in ihren eigenen Gewässern und bis zu einer angemessenen Entfernung von ihren Küsten weder kriegerische Tätigkeit entfaltet noch vorbereitet werden. „Als Mittel kontinentaler Sicherung" betrachten die amerikanischen Republiken, solange sie ihre Neutralität aufrecht erhalten, es als ihr undiskutierbares Recht, diese Gewässer vor Kriegsschiffen kriegführender Länder frei zu halten. In diesem Gebiet dürfe kein kriegerischer Akt zu Lande, zu Wasser oder in der Luft vorgenommen werden.

Es werden die sehr weit gezogenen Grenzen dieser Gewässer festgelegt, die u. a. das ganze **Karibische Meer** einschließen.

Die **argentinische Delegation** gab eine Erklärung ab, daß sie **innerhalb des südamerikanischen Teiles der Sperrzone** die Existenz **europäischer Kolonien** oder Besitzungen **nicht anerkenne** und daß sie ausdrücklich sich alle ihre legitimen Ansprüche auf Inseln wie die Malwinas (Falklandinseln) vorbehalte.

Die **Guatemala-Delegation** führte aus, daß auch sie alte **Gebietsstreitigkeiten mit England** habe und sich diese Ansprüche ausdrücklich vorbehalte.

Im Sinne dieser Proklamation wird Kanada nicht als amerikanischer Staat betrachtet, und unter der Hoheitszone im engeren Sinne versteht man nach wie vor die „Dreimeilenzone".

Außerdem nahm die Konferenz eine Reihe von Entschließungen an, die unter dem Sammelbegriff „Wahrung amerikanischer Neutralität" zusammengefaßt wurden. Darunter sind von besonderem Interesse der einmütige Wunsch nach Beendigung des Krieges durch einen **Frieden der Gerechtigkeit**, nicht der Gewalt, und die „Erklärung über neutrale Rechte und Pflichten".

Handelsschiffe kriegführender Staaten können in neutralen Häfen untersucht werden. Diese Schiffe können Brennstoff bis zum nächsten Hafen bekommen. Sollte es sich jedoch herausstellen, daß sie Brennstoff an Kriegsschiffe abgeben, so werden sie als Hilfskriegsschiffe behandelt. Als Kriegsschiffe werden bewaffnete Handelsschiffe nicht betrachtet, wenn sie nicht mehr als vier sechszöllige Geschütze haben. Verlangt darf werden, daß sie vor Eintritt in den Hafen Munitions- und Explosivstoffe deponieren. Unterseeboote können von neutralen Gebieten ausgeschlossen oder zugelassen werden, wenn sie sich den Vorschriften des betreffenden Staates unterwerfen.

Außerdem wurde die Entschließung gefaßt, daß zur **Konterbande nicht** gerechnet werden solle, **was die Zivilbevölkerung** der kriegführenden Staaten an Nahrungsmitteln und Kleidung **benötigt**. Ausgenommen von der Konterbande sollen diese Waren nicht sein, wenn sie direkt oder indirekt für kriegführende Regierungen oder deren Streitkräfte bestimmt sind.

Montag — Beginn der Grenzzeichen-Aufstellung

Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetrussischen Grenz- und Freundschaftsvertrag unterzeichnet

Moskau, 6. Oktober

Am 4. Oktober wurde vom sowjetrussischen Außenkommissar Molotow und vom deutschen Botschafter Graf von der Schulenburg das in Art. 1 des deutsch-sowjetrussischen Grenz- und Freundschaftsvertrages vorgesehene Zusatzprotokoll unterzeichnet, das die Grenzlinie zwischen den staatlichen Interessen Deutschlands und der Sowjetunion auf dem Gebiet des ehemaligen polnischen Staates genau festlegt.

In dem Protokoll ist weiter vereinbart, daß die nunmehr festgelegte Grenzlinie durch eine gemischte deutsch-sowjetische Kommission im Gelände bezeichnet werden soll. Die Kommission wird die Grenzzeichen aufstellen, eine ausführliche Beschreibung dieser Linie anfertigen und diese auf einer Karte im Maßstab 1:25 000 eintragen. Die Kommission soll ihre Arbeit am 9. Oktober beginnen. Die von der Kommission angefertigte Beschreibung des Grenzverlaufs und die dazu gehörige Karte sollen von den Regierungen Deutschlands und der Sowjetunion bestätigt werden. Das Protokoll ist bereits mit seiner Unterzeichnung in Kraft getreten.

Beistandspakt Sowjetrußland — Lettland

Moskau, 5. Oktober

Als Abschluß der sowjetrussisch-lettischen Verhandlungen ist heute zwischen den beiden Regierungen ein Beistandspakt abgeschlossen worden, der auf den gleichen Grundlagen wie der Beistandspakt Estland—Sowjetrußland beruht und 10 Jahre Gültigkeit besitzt. Die lettischen Häfen Libau und Windau werden zu Flottenstützpunkten der Ssowjetflotte ausgebaut werden.

DER TAG IN LODZ

Freitag, den 6. Oktober 1939

Aus dem Buche der Erinnerungen

1870 Der Kirchenstaat wird dem Königreich Italien einverleibt.

1891 * Der Gauleiter der bayrischen Ostmark, Reichsamtsleiter des NS-Lehrerbundes, Staatsminister Hans Schemm in Bayreuth († 1935).

Sonnenaufgang 5 Uhr 49 Min. Untergang 17 Uhr 16 Min.
Monduntergang 13 Uhr 28 Min. Aufgang 22 Uhr 43 Min.
Letztes Viertel 6 Uhr 9 Min.

Lodz und Danzig

Ich war ein kleines, langbezopftes Schulmädel, als vor meinen froherstaunten Kinderaugen zum ersten Male der ganze Zauber dieser alten Stadt erstand. Ueber den engen Schächten der winkligen Gassen schwebte das Geläute der Glocken, deren mächtige, und doch so weiche, tiefe Klänge der Sturmwind an den ragenden Kirchtürmen auffing und weit hinaustrug — dem Meere zu. Der erfrischende salzige Hauch der Ostsee ließ mich den schweren, hastenden Atem der Maschinen vergessen, der mit Rauch und Ruß und lärmendem Getöse die Straßen meiner Heimatstadt erfüllte. Im stöhnenden Rhythmus der Maschinen lag unsere Gegenwart und unsere Zukunft. Unsere Vergangenheit jedoch wohnte im alten Gemäuer der gewaltigen Fabriken, die deutscher Unternehmungsgeist geschaffen, sie lebte in den deutschen Dörfern, weit vor den Toren der Stadt, auf den Aeckern, die der Vorfahr dem Urwald entrissen, sproß in schweren, goldenen Halmen und reifte in hundertfältiger Frucht. Doch die Stadt war noch viel zu jung, um eine so überwältige Sprache der Vergangenheit sprechen zu können, wie Danzig. Das Krantor, das trutzige St. Marien, das Kloster der Franziskaner mit seinem Kreuzgang und den schönen Zellengewölben, die Langgasse, die schon im 16. Jahrhundert die vornehmste Wohnstraße der Danziger Patrizier war, zeugen von längst entschwundenen Zeiten, von Zeiten d e u t s c h e r Vergangenheit.

Damals wußte ich noch nichts von den harten Kämpfen, die um Danzig tobten. Als ich aber durch die winkligen Gassen lief, um all das Seltsame dieser fremden Stadt zu bestaunen, war meine erste Feststellung — hier ist ja D e u t s c h l a n d!

Weder die unermüdlich verspritzten Tintenströme noch die am laufenden Band erschienenen, so überaus „gelehrten" kulturpolitischen Abhandlungen vermochten das deutsche Danzig in „nasz Gdańsk" zu verwandeln.

Und das war es gerade, was die Lodzer so sehr nach Danzig zog. Wenn uns eine unüberwindbar scheinende Grenzmauer, hohe Ausland-Paßgebühren und alle nur erdenklichen Formalitäten vom Reich trennten — Danzig, die größte Stätte deutschen Kulturschaffens im Osten, stellte die Verbindung mit ihm immer wieder her, indem es uns gastfreundlich aufnahm. Der Weg nach Danzig wurde uns so zur Straße, die nach Deutschland führte!

Viele gingen diesen Weg mit müden Schritten und kehrten heim mit neuer Kraft zu Kampf und Arbeit.

Dafür sagen wir unserem lieben Danzig Dank.

E. W. W e i d e m e i e r.

Ludwig Wolff heimgekehrt

Gestern nachmittag traf Ludwig Wolff, über Berlin aus Ostpreußen kommend, wieder in Lodz ein. Bekanntlich war er am 28. August verhaftet und über Warschau nach Brest geschafft worden, von wo er am 13. September ausbrach und sich in den Schutz der deutschen Wehrmacht flüchtete. Seine Lodzer Mitarbeiter und Kameraden bereiteten ihm einen herzlichen Empfang.

Auch wir heißen Ludwig Wolff in Lodz herzlich willkommen.

Herbstlicher Poniatowski-Park

Blau wölbt sich der Morgenhimmel über dem weiten Park. Kein Wölkchen ist an ihm zu sehen. Nur die Sichel des abnehmenden Mondes hängt, wie leicht hingetuscht, in der Bläue.

Die Baumgänge des Parks sind völlig menschenleer. Nur beim Teich steht ein Soldat und knipst das Säulenhäuschen.

Manche Bäume haben bereits ihren Blätterschmuck verloren. Die anderen sind noch grün. Es ist aber ein anderes Grün, als wir es vom Sommer her kennen. Es scheint uns, als friere das Laub. Ein paar Ahornbäume flammen golden im Sonnenschein. Ein fremder Zierbaum leuchtet rot.

Die Dahlien sehen aus, als seien sie verbrannt. Das hat der Nachtfrost gemacht. Im Staudengarten blühen noch die verschiedenen Arten der viel härteren Winterastern. Auch die Rosen haben sich aus dem Nachtfrost nichts gemacht. Sie blühen noch genau so freudig wie im Sommer, wenn auch längst nicht mehr so zahlreich.

Es ist still geworden im Park. Das Vogelkonzert ist längst verstummt. Hin und wieder lockt eine Meise silbernen Tons, Spatzen schilpen, eine Elster zetert. In stolzer Schweigsamkeit ziehen die Schwäne ihre Kreise auf dem Teich.

Ich schreite über die altgewohnten Wege, über die ich so lange nicht mehr gegangen bin. Ein Baumgang ist völlig moosüberwachsen. Man sieht, daß es zuletzt nur noch wenige Spaziergänger gab.

Die jetzt hoffentlich anhaltenden schönen Herbsttage werden sie wieder zahlreicher werden lassen. A. K.

Sonne über Lodz

Endlich sind die schönen Herbsttage angebrochen, nach denen wir uns nach dem kalten, regnerischen Wetter so gesehnt haben. Möge warmer Sonnenschein es uns entgelten. Unsere so wenig schöne Stadt ist ja so trostlos im Regen. Aber im Sonnenschein strahlen die Fahnen und beleben die grauen Mauern, die die verschwundene Regierung uniformiert hat.

Das Straßenbild nimmt wieder sein früheres Aussehen an. Auch die Pflasterungsarbeiten sind wieder aufgenommen worden. Ohne die ewige Buddelei kann sich der Lodzer seine Stadt gar nicht vorstellen. Mal sind es die Fernsprech-, dann wieder die Gasmenschen, die Elektriker, die Straßenbahner, die die Straße aufreißen.

Die Uniformen, denen man in der Straße begegnet, werden immer vielfältiger. Für den Lodzer ist es nicht so einfach, sich unter ihnen zurechtzufinden. Es soll schon vorgekommen sein, daß ein krasser Laie die Eisenbahner für — Amerikaner gehalten hat! Aber die Uniform der NSKK-Männer kennt schon jeder. Von der Verkehrserziehung her, der wir alle teilhaftig werden. Langsam beginnt sich die neue Ordnung durchzusetzen. Nur selten kommt es noch vor, daß ein besonders Eiliger — und welcher Lodzer hat es n i c h t eilig! — die Vorschriften n i c h t beachtet. Ein Wink des Diensttuenden kettet ihn aber sofort wieder an seinen Platz. An den Ausfallstraßen sind übersichtliche Tafeln angebracht worden, die die Entfernung und die Richtung der Zielstädte anzeigen.

Am Alten Markt begegnet uns eine fast endlose Kolonne von Beutepferden. Neugierige strömen zusammen, um dieses Schauspiel zu sehen: ein Zug gefangener Pferde. In keines Auge erblicken wir ein Fünkchen Mitleid mit den armen Kleppern, die mit hängenden Köpfen ihres Weges ziehen — mürbe nach den schweren Tagen, die hinter ihnen liegen.

Der gesuchteste Weg ist für den deutschen Soldaten der zu den beiden Badeanstalten. Bei dem Mangel an Badezimmern in der Stadt und dem Reinlichkeitsbedürfnis des deutschen Soldaten ist das nicht weiter verwunderlich. In der Badeanstalt herrscht ein Betrieb wie niemals zuvor. Tgr.

Chojny erhält eine deutsche Schule

Durch die Befreiungstat des Führers geht auch der von den Deutschen in Chojny seit Jahren gehegte Wunsch nach einer deutschen Schule in Erfüllung. Der neue Gemeinderat hat die Schaffung einer deutschen Schule in Chojny bereits grundsätzlich beschlossen. Es geht nun darum, daß a l l e in Chojny wohnhaften deutschen Kinder im schulpflichtigen Alter für die deutsche Schule erfaßt werden. Alle deutschen Eltern von Chojny werden daher aufgefordert, ihre Kinder im Alter von 7 bis 14 Jahren registrieren zu lassen. Diese Registrierung wird im Heim des Deutschen Volksverbandes in Chojny, Bonifraterskastr. 9, vorgenommen. Auch solche Kinder, die bereits eine deutsche Schule in Lodz besuchen, sollen eingeschrieben werden. Kein deutsches Kind aus Chojny darf in der Chojner deutschen Schule fehlen!

Lodzer Deutsche in Kriegsgefangenschaft

Wie uns aus dem Gefangenenlager Altengrabow berichtet wird, befinden sich dort die nachfolgenden Lodzer Deutschen, ehem. Angehörige des polnischen Heeres: Busch Bruno, Wiesner Eugen, Roth Robert, Vogt Albert, Schlief Artur, Zellmer Artur, Gehlert Siegmund, Zelmer Alex, Reich Robert, Lentz Arno, Liske Harry, Stelzer Roman. Alle sind gesund und erhalten, wie sie uns mitteilen lassen, reichlich und gut zu essen.

Amtliche Bekanntmachungen

Bekanntmachung

Betr.: Zahlung von Steuern und Abgaben

Das polnische Finanzministerium hat Bons Funduszu Inwestycyjnego herausgegeben, die mit dem Recht ausgestattet sind, alle Steuern und Abgaben damit zu bezahlen.

Die Annahme dieser Scheine wird allen Kassen der Steuer-, Abgaben- und Zollverwaltung hiermit u n t e r s a g t.

Bekanntmachung

Auf Grund der Verordnung über Reichskreditkassen vom 23. September („Verordnungsblatt für die besetzten Gebiete in Polen" 1939, Nr. 5) haben die Reichskreditkassen am 2. Oktober d. J. ihre Tätigkeit aufgenommen. Die Kassen werden von uns ausgegebene Reichskreditkassenscheine in den Verkehr bringen, die über Beträge von 5, 2 und 1 RM. sowie 50 RPf. lauten. Die Beschreibung dieser Scheine wird im „Verordnungsblatt für die besetzten Gebiete in Polen" veröffentlicht werden.

Reichskreditkassenscheine sind gesetzliches Zahlungsmittel in den durch deutsche Truppen besetzten Teilen der Republik Polen mit Ausnahme Ostoberschlesischen Gebiets.

Lodz, den 3. Oktober 1939.

Hauptverwaltung der Reichskreditkassen
Dr. S c h ä f e r W i l z

Bekanntmachung

Die bisher gültigen Gesetzvorschriften über die Schlachtvieh- und Fleischbeschau bleiben weiterhin in Kraft.

Auf Grund dessen wird nachstehendes angeordnet:

§ 1.

Rindvieh, Schweine, Schafe, Ziegen, Pferde, deren Fleisch zum Genusse für Menschen bestimmt ist, unterliegen vor und nach der Schlachtung einer amtlichen Untersuchung in den städtischen Schlachthäusern.

§ 2.

Bei Notschlachtung darf die amtliche Untersuchung v o r der Schlachtung unterbleiben.

§ 3.

Frisches Fleisch sowie zubereitetes Fleisch, welches von auswärtigen Schlachthäusern gebracht wird, muß, bevor es zum Verkauf in die Fleischverkaufsstellen gelangt, einer Prüfung bzw. Untersuchung im Schlachthause Nr. 1 der Stadt Lodz, Inżynierska-Straße Nr. 1, nach Einzahlung der festgesetzten Gebühren in die Schlachthauskasse, unterzogen werden.

§ 4.

Das Fleisch, welches in den Verkehr gebracht wird, muß mit dem Stempel der Schlachthäuser der Stadt Lodz gekennzeichnet sein.

§ 5.

Fleisch, das nicht amtlich untersucht und abgestempelt ist, wird konfisziert und diejenigen, welche solches Fleisch in den Verkehr bringen, unterliegen den nachstehenden Strafbestimmungen.

Strafbestimmungen.

Wer die Bestimmungen der obigen Bekanntmachung nicht befolgt, wird mit Geldstrafen bis zu 500 Zl. oder mit Gefängnis bis zu 1 Monat bestraft.

In Fällen von Stempelfälschungen auf dem Fleische oder des Verkaufes von untauglichem Fleische werden die Schuldigen mit Gefängnisstrafen bis zu 6 Monaten und mit Geldstrafen bis zu 5000 Zl. oder mit einer von diesen Strafen bestraft.

Lodz, den 3. Oktober 1939.

Der Kommissar der Stadt Lodz.

Vom Totenbrett zum Ehrenmal

Für uns Lodzer Verschleppte, die wir uns in Hohenstein in Ostpreußen drei unvergeßliche Tage lang von den Anstrengungen des unfreiwilligen harten Fußmarsches durch Polen erholten, bedeutete es ein tiefes Erlebnis, das Reichsehrenmal in Tannenberg besuchen zu dürfen. Das gewaltige Bauwerk machte auf alle einen nachhaltigen Eindruck.

Großes Interesse erweckten natürlich auch die Ehrenmäler für die Gefallenen der einzelnen Truppenteile, die an der Schlacht von Tannenberg vor 25 Jahren teilgenommen haben.

Unter diesen Ehrenmälern befinden sich auch einige holzgeschnitzte. Der Anblick einer hölzernen beschrifteten Tafel von der Gestalt der in Deutschland noch hier und da anzutreffenden Totenbretter weckte in einigen von uns die Erinnerung an die ferne Heimat. Glich dieses eichene Totenmal doch ganz und gar den hölzernen Denkmälern, die die deutschen Mennoniten in der Weichselniederung ihren Toten an die Gräber stellten.

Was dort an der Weichsel ein biederer Handwerker im redlichen Ringen nach der Form kaum erahnte, das hatte hier ein gottbegnadeter Künstler aus dem Holz gezaubert.

Die hölzernen Denkmäler der Niederunger sind im Reich noch völlig unbekannt. Obwohl sie in der Gestalt den vorerwähnten deutschen Totenbrettern gleichen, weichen sie doch im Ausdruck völlig von diesen ab.

Es verlohnte sich schon, sich mit diesen Produkten eines ehrlichen handwerklichen Strebens näher zu befassen.

A. K.

Hilfsbedürftige sofort registrieren!

Der NSV-Sonderbeauftragte für die Stadt Lodz gibt bekannt: Aus organisatorischen Gründen werden rote Ausweiskarten zunächst nur noch bis einschließlich 14. Oktober von den nachstehend aufgeführten Ausgabestellen an die Hilfsbedürftigen abgegeben:

Mitte I — Nawrotstraße 20
Mitte II — Zeromskistr. 73
West — Radwanska 32/34
Ost — Pomorska 131
Süd — Rzgowska 23
Chojny — Bonifraterska 9
Nord — Lagiewnicka 100, a/m. Radogoszcz
Zubardz — Malinowa 21
Rogi-Doly — Janastr. 6
Dombrowa — Bauer Neumann.

Alle hilfsbedürftigen Volksdeutschen, die beabsichtigen, Antrag auf Lebensmittel-Unterstützung zu stellen, müssen dies also sofort tun. Eine Ausnahme bilden lediglich volksdeutsche Flüchtlinge, die nach dem 14. Oktober nach Lodz zurückkehren.

Der Zeitpunkt, an dem erneut mit der Ausgabe von roten Ausweiskarten begonnen wird, wird rechtzeitig in der „Deutschen Lodzer Zeitung bekanntgegeben werden.

Postsendungen mit Tinte beschriften

Die Bearbeitung der Postsendungen wird sehr erschwert, wenn die Anschrift undeutlich ist. Die Verwendung von Blei- und Tintenstift ist nicht zweckmäßig. Am besten eignet sich die Beschriftung mit Tinte. Die Absenderangabe darf nicht vergessen werden.

Ankündigungen

Kirchengesangverein zu St. Johannis. Am Sonntag singt der Vereinschor zum Kirchweihfest. Daher findet am Sonnabend um 4½ Uhr nachm. Singstunde statt.

Bürgermiliz aufgelöst

Die nach der Räumung der Stadt Lodz durch die Polen ins Leben gerufene Bürgermiliz beendete gestern um Mitternacht ihren Dienst. Heute wird sie sich auflösen und ihre Akten den zuständigen Stellen überweisen.

Lokalwechsel

Der Sonderbeauftragte für die Wojewodschaft Lodz des Reichstreuhänders der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Schlesien gibt bekannt, daß seine Diensträume sich ab Montag in der Srudmiejskastr. 13 befinden. Am Freitag, den 6., und Sonnabend, den 7. d. M., bleiben wegen Umzuges die bisherigen Diensträume in der Kosciuszko-Allee 15 für den Publikumsverkehr geschlossen.

Warnung vor Manteldieben

Mit Eintritt der kälteren Witterung haben sich wiederum Diebstähle an Mänteln, die unbeaufsichtigt in Lokalen hingen, gemehrt. Die Volksgenossen haben an dem Verlust selber schuld, wenn sie ihre Garderobe nicht im Auge behalten.

Wir erfahren . . .

Auto überfuhr drei Personen. An der Ecke der Pabianicka- und Bednarskastraße überfuhr ein Auto drei Personen: die 64jährige Wiktoria Stawinska und deren Tochter Alfreda beide Granitowastr. 15 wohnhaft, sowie den 45jährigen Wladyslaw Zdanowski, Piockastr. 1. Ernster verletzt wurden die Alfreda Stawinska sowie Zdanowski, die beide das rechte Bein brachen. Beide wurden in das Spital in der Drewnowskastraße geschafft.

Aus der Lodzer Umgebung

Zgierz

Kommissarische Beigeordnete

Der Landrat des Lodzer Kreises ernannte 6 Herren zu kommissarischen Beigeordneten unserer Stadt. Der Kommissarische Bürgermeister Herr Eugen Strohbach verteilte die Aemter wie folgt: Paul Pokrandt — Finanzen, Rudolf Jahn — Vertreter der Arbeiter, Stanislaw Kowalewski — Kleinhandel, Roman Mühle und Eduard Wieczorek — Industrie, Oskar Auerbach — Schul- und Bildungswesen. Als zweiter Kommissarischer Bürgermeister amtiert Herr Ing. Alfred Beurton.

In der deutschen Volksschule beginnt der Unterricht am Montag, den 9. Oktober, mit einem Gottesdienst um 9 Uhr früh. Der Unterricht wird jetzt nur von deutschen Lehrern erteilt werden.

Von den Gesangvereinen. Der Männer-Gesangverein und der Kirchen-Männergesangverein „Concordia" haben sich zusammengeschlossen, um gemeinsam zu singen. Auch die gemischten Chöre: der Kirchen- und der Gemeinschaftschor singen von jetzt an zusammen. Dirigent ist Oskar Auerbach. Die Gesangstunden finden statt: der Männerchöre dienstags und freitags, der gemischten Chöre mittwochs. Ort: Deutsches Vereinshaus, Pilsudskistraße 17.

Die wirklichen Weißrussen

Seit dem Weltkrieg begegnet man im Schrifttum sehr oft dem Ausdruck „Weißrussen". Fälschlicherweise nennt man so die antibolschewistischen — weißen— Russen. Die wirklichen Weißrussen sind ein ostslawischer Volksstamm, der zwischen der oberen und mittleren Düna, der Wilja, dem Dnjepr und dem Pripjet siedelt und etwa 6 Millionen zählt.

Der Weißrusse hat seinen Namen wahrscheinlich von der hellen Kleidung der Frauen und Männer im Sommer und Winter erhalten. Die Weißrussen haben eine eigene Sprache und eigene Sitten und Gebräuche. Eigentümlich ist ihr Hang zur Absonderung. Dörfer, die nur ein paar Dutzend Häuser umfassen, gehören zu den Seltenheiten, in der Regel besteht eine Ortschaft nur aus drei bis vier Höfen. Sie sind gutmütige, friedliche, arbeitsame Menschen, aber herabgesunken durch das drückende Joch, das seit Jahrhunderten auf ihnen lastet, das drückende Joch, das von den vorwiegend polnischen Großgrundbesitzern und den schmarotzenden Juden auf sie ausgeübt wurde. Ihre Armut liegt in der Unfruchtbarkeit des Landes, in welchem ein dürrer Sand- und Lehmboden mit Sümpfen und Wäldern abwechselt. Das Klima ist feucht und ungesund, und daher neigen sie zu mancherlei eigentümlichen Krankheiten. Eine weitverbreitete Volkskrankheit ist der Weichselzopf mit dem verfilzten Haar, das in dicken Strähnen vom Haupt herabhängt. Dann gibt es bei ihnen auch viele Albinos. Das ungesunde Klima, die schlechten Wohnungen, die mangelhafte Ernährung, die Unreinlichkeit unterstützen diese Krankheiten.

Die Weißrussen sind von mittelgroßer Gestalt und hagerer Figur und haben hellblondes, gelbliches Haar. Die Männer wie die Frauen tragen einen Rock ohne Knöpfe mit stehendem Kragen, welcher bei den Männern über der Hüfte durch einen roten Gurt zusammengehalten wird. Dasselbe Kleidungsstück tragen die Frauen über einem reich gefalteten Rock. Im Winter ist es ein grobes, hellgraues Wollgewebe, im Sommer ungefärbtes Leinen. Männer wie Frauen haben an Stelle der Strümpfe die Füße mit Stücken Zeug umwickelt und tragen aus Bast geflochtene Schuhe, die festgebunden werden. Als Schmuck haben die Frauen ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf gebunden.

An Sprache und Glauben haben sie unerschütterlich festgehalten, was von der Treue und Stetigkeit ihres Charakters zeugt.

Mitteilungen des Volksverbandes

Heut abend 20 Uhr

Musikzug-Probe

im Heim, Nawrot 20. Unbedingt pünktliches Erscheinen ist Pflicht eines jeden.

*

Heimabend der

Frauenschaft Zubardz

findet am Montag um 5 Uhr Limanowskistr. 124 statt.

In freier Stunde

Der Ulan von Wesel / Eine Begebenheit aus der Zeit der Befreiungskriege von Hans Steen

Der General Karl Ludwig v. Borstell ist gewiß heutzutage ganz vergessen. Es soll auch nicht die Rede von seinen Taten sein. Nicht davon, daß er es war, der Mökern und Dennewitz entschied. Nicht davon, daß seine Brigade bei Leipzig zuerst in das Grimmasche Tor eindrang. Aus dem Leben dieses altmärkischen Generals scheint uns heute nur eine kleine Erzählung bedeutsam. Eine Anekdote, die er zum besten zu geben pflegte in den Zeiten, als er vor hundert Jahren in Berlin das preußische Tuch mit dem Bratenrock eines Staatsrats vertauschte.

In diesen Jahren eines langsamen Abklingens trat in dem über siebzigjährigen Mann ein einziges Erleben aus der Buntheit der Vergangenheit heraus. Und wenn die Abende lang wurden, auch wohl unter den Gästen viel die Rede war von Tapferkeit und Heldentum, dann begann der alte General diese Geschichte zu erzählen. Die Geschichte des Ulans von Wesel. Geschichte eines unbekannten Mannes. Eine tragische Begebenheit. Wäre nichts an ihr, der alte General hätte sie längst vergessen gehabt.

„In den Tagen nach der großen Schlacht bei Leipzig", so pflegte der Erzähler zu beginnen, „in diesen Tagen der Verfolgung des Korsen über den Rhein, war beschlossen worden, zunächst durch einen kühnen Handstreich Holland mit Truppen zu besetzen, um so den Korsen mehr und mehr zu umschließen.

Meine Absicht war es, die Festung Wesel zu überrumpeln, um dadurch den Weg in die Niederlande freizumachen. Der größte Teil der holländischen Besatzung war schon für die deutsche Sache gewonnen.

In aller Stille rückte das Korps mit achttausend Mann vor die Festung. Jedem einzelnen Mann war eingeschärft worden, daß die geringste Unachtsamkeit nicht nur den Sturm vereiteln, sondern auch das ganze Korps in schwerste Gefahr bringen könnte.

Um Mitternacht rückten die Truppen bis an die ersten Bastionen vor. Zur Ueberquerung der Gräben schleppte jeder Mann Faschinen mit sich. In lautloser Stille begann die Arbeit. Und sie schien zu glücken! Schon waren die ersten Gräben ausgefüllt. Vorsichtig krochen die Patrouillen bis an den Hauptgraben. Er schien fast vor Wasserfülle überzulaufen. Im ungewissen Licht des Mondes zog das Wasser geschäftig dahin. Man schien ein Wehr geöffnet zu haben. Leise gurgelte die Flut zu unseren Füßen. Niemals konnte diese Wasserfläche mit Faschinen überquert werden.

Da aber die Möglichkeit bestand, daß der Graben flach genug war, um die Kavallerie ungehindert hindurchzulassen, mußte die Tiefe des Grabens festgestellt werden. Das hatte ohne den geringsten Laut zu geschehen. Die Schildwachen des Feindes konnten sich nur wenige Meter vor uns befinden.

Ein Ulan meldete sich freiwillig. Sein Gesicht war mir ganz unbekannt. Ein blutjunger Kerl mit blondem Schopf und blauen Augen."

Bei diesen Worten pflegte der alte General eine Pause zu machen. Er legte sinnend die Hand über die Augen. Und wenn er nach einer Weile den Kopf hob, strich seine Hand über die Stirn, als wolle sie eine trübe Erinnerung verjagen.

„Ja, ein junger Kerl mit blauen Augen war er. Er ritt mit seinem Gaul in den Graben hinein. Wir lagen am Ufer, hingeduckt, beobachteten jede Bewegung des Reiters. Anfangs schien der Graben passierbar zu sein. Das Wasser spülte den Reiter bis an die Schenkel, plätscherte wohl ganz leise und zog dann in gurgelnden Wirbeln weiter. Dann aber geschah es! Roß und Reiter schienen nach unten geritten. Ehe wir es recht begriffen hatten, sank der Ulan mit seinem Pferde tiefer und tiefer. Himmel, er mußte den Gaul herumreißen! Noch konnte das die Rettung sein. Der Ulan aber — dem das Wasser schon bis an die Achseln reichte — drehte sich stumm herum. Wir sahen es deutlich im Mondlicht, meine Herren! Kein Schrei, kein Laut, nicht das leiseste Wort kam von seinen zusammengepreßten Lippen! Er hob nur die Hand hoch über seinen Helm und winkte...



Er winkte dreimal mit der Hand, während das Wasser an ihm emporfraß. Er winkte so, als wenn es heißen sollte: Weg, Kameraden! Zurück, Kameraden! Rettet euch! Hier kommt ihr nicht hindurch!

Schon schlossen sich die Wellen über seinem Helm, und immer noch ragte diese Hand aus dem eilig dahinziehenden silberhellen Wasser heraus und winkte „Zurück!"

Hätte dieser Ulan nur ein einziges Mal um Hilfe gerufen oder Lärm gemacht, so wäre das ganze Korps verraten gewesen und Hunderte seiner Kameraden hätten den Tod gefunden. Das wußte der blonde Ulan von Wesel sehr gut.

Wir waren alle in höchster Gefahr. Aber die Hand des Ulans ließ uns das vergessen. Wir blieben liegen, wo wir lagen. Im nassen Schnee Und zogen die Tschakos und die Helme herunter und gedachten still des namenlosen Ulans von Wesel...

Dann brachte ich das Korps in Sicherheit.

Sehen Sie, meine Herren", so schloß der weißhaarige General seine Erzählung, „man spricht so viel von den Helden der Antike, von einem Mucius Scävola und anderen. Mir will scheinen, dieser junge Ulan, der schweigend für seine Kameraden in den Tod ging, verdiente ebenso wie jene alten Römer und mehr als mancher Feldherr die Unsterblichkeit".

Du mußt nicht immer fragen, ob dies gut oder jenes böse, ob dies möglich oder nicht möglich, ob dies vernünftig und jenes unvernünftig sei. Woher solltest du denn solch Wissen und Urteil haben, daß du es entscheiden könntest? Und woher käme dir dann die sittliche Arbeit des Lebens? Berge sind von Gott und die Bäume, und deine Seele mit Liebe und Haß und mit allen ihren Fragen; aber die zehn Gebote sind von Menschen, und ebenso ist alles andre Urteilen von Menschen her.

Gustav Frenssen

Raub im Rheingold-Expreß

Von Frank Marquardt

23. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Lebhaft kommt er auf Krüger zu und streckt ihm einen einmal gefalteten kleinen Büttenbogen hin. „Da, lesen Sie das, Krüger! Man hat es mir vorhin auf mein Zimmer geschickt. Es ist merkwürdig, und ich weiß nicht, was ich davon halten soll."

Krüger nimmt und liest folgendes: „Geehrter Herr von Wedel! Wenn ich Ihnen in dieser Stunde aus bestimmten und sehr dringenden Gründen nicht mehr sagen darf, so glauben Sie mir doch dies: Das Dokument wird bewacht, und Sie werden es mit Bestimmtheit innerhalb vierundzwanzig Stunden zurückerhalten. D. Gulbraith."

Steile, energische Schrift. Die Schrift eines Mannes offenbar.

Krüger liest, dann auch Erras und der Professor. Sie wissen zunächst alle drei nicht so recht, was sie aus dieser geheimnisvollen Mitteilung zu machen haben. D. Gulbraith . . .! Wer war D. Gulbraith, diese neue Person im Spiel um Wedels Dokument?

Wedel fragt: „Was soll man davon halten?" Man kann seiner Stimme anhören, daß er eine hoffnungsvolle Antwort hören möchte.

Da läßt sich Krüger denn auch vernehmen. „Diese Nachricht stellt meiner Ansicht nach keine Finte der Gegenpartei dar. Das wäre ja unsinnig. Wie kann die Gegenpartei ein Interesse daran haben, Sie, Herr von Wedel, mit einer solchen Mitteilung zu beruhigen. Denn das soll es offenbar sein — eine Beruhigung, eine ganz ehrliche und einfache Beruhigung. Was weiter dahintersteckt, weiß ich freilich in dieser Stunde noch nicht. — Wer gab den Brief ab?"

„... konnte ich leider nicht feststellen. Der Portier konnte ... nichts weiter sagen, als daß ein gewöhnlicher Junge, nicht etwa der Bote oder Boy irgendeines Hotels, den Brief abgegeben hat, ohne weitere Erklärung."

Man beschäftigt sich im Augenblick nicht weiter mit dem Brief, da das zwecklos gewesen wäre. Aber Wedel ist wieder hoffnungsvoller, und diese gute Stimmung wird vermehrt durch das, was ihm jetzt Erras und Krüger erzählen: den Fund der Perlen und ihre Schlüsse hierüber auf den baldigen Fund des Dokuments.

Erras sagt am Schluß ihres kurzen Berichts zu Wedel: „Gedulden Sie sich noch einen Tag und eine Nacht, so wie es auch in dem Brief steht." Er wendet sich dem Professor zu: „Herr Professor, machen Sie mit Herrn von Wedel einen schönen Ausflug auf den Rigi oder sonstwohin! Trinken Sie mit ihm ein paar Pullen Rotspon, damit frohe Gedanken kommen. Ein Telegramm wird ihnen beiden dann bald Nachricht von unserem Erfolg geben."

Krüger und Erras verlassen das Hotel und besteigen das Auto. Der Professor begleitet sie noch nach dem Flugplatz, der an der Straße nach dem Pilatus liegt. Nach einer Viertelstunde kommen sie an. Ein einzelner Eindecker steht mitten auf dem Platz. Pilot, Monteure und ein Zollbeamter dabei; die drei gehen eilends darauf zu.

Erras stellt sich und seine Begleiter dem Piloten vor, der zugleich Eigner der Maschine ist. „Kann's losgehen?" fragt er dann.

„Sofort, wenn Sie wollen."

„Wie lange brauchen Sie bis Karlsruhe?"

Der Pilot mißt auf seiner Flugkarte die Strecke ab. „Zweieinehalbe Stunde schätze ich bei dem heutigen Gegenwind."

Erras sieht auf seine Uhr, die er inzwischen richtig gestellt hat. Es ist mittlerweile zehn Uhr geworden. Aus dem Fahrplan, den er sich noch im Hotel beschaffte, sieht er, daß der Expreßzug um 12,30 Uhr in Karlsruhe ankommt. Man könnte ihn also dort mit Flugzeug nur knapp erreichen, und Erras zieht es vor, bis Mannheim zu fliegen.

„Im übrigen werden wir den Zug ja unterwegs zu Gesicht kriegen und können dann noch entscheiden, wo wir landen wollen. — Wie hoch ist der Preis?"

„Bis Karlsruhe zweihundert Franken, bis Mannheim zweihundertfünfzig."

„Sie sollen das Doppelte bekommen, wenn Sie uns glatt nach Mannheim bringen."

Der Zollbeamte untersucht flüchtig das geringe Gepäck und sieht die Pässe nach. Macht seinen Vermerk

Da weder Krüger noch Erras Lederzeug haben, wird solches aus dem Flugzeugschuppen geholt. Sie werden in der offenen Gondel ziemlich luftig sitzen.

Erras und Krüger verabschieden sich vom Professor.

Erras sagt: „Es könnte uns ja irgend etwas Menschliches passieren, lieber Professor. Man muß damit immer rechnen, nicht wahr? Für alle Fälle will ich Ihnen sagen, wer das Dokument hat und wo es sich befindet: es ist wirklich da, wo sich auch die Perlen befunden haben müssen: im Gipskopf Mr. Taylors."

Nach fünf Minuten hebt sich der Eindecker in die blaue, silbrig durchzitterte Luft. Die Jagd nach Mr. Edgar Taylors Gipskopf hat begonnen.

17. Kapitel

Rheingold — das Wort entfesselt die ganze schwärmerische Gedankenflut deutscher Knabenjahre. Hagen und Gunther, Kriemhild und Brunhild, der Drachentöter und der rächende Hunne. Nibelungenhort. Rheingold — reines Gold, leuchtende Luft! Heiajahaheia. wogeladreia, wahnwiedelbums!

Aber dieser Donnerpolterer, der da erst rechts, dann links des Stromes entlangfegt, ist ein anderes

Um einen Bauerntisch

Im Joachhof rasteten die Sensen, der letzte Dengelhammer war verklirrt, und in wildem, süßem Heuduft glitt der Abend feiernd in die Nacht hinüber. Nur die Sorge feierte nicht. Die Ellbogen hart in den Tisch gestemmt, die Fäuste unter dem Kinn, die Stirn verdüstert, starrte der Bauer in das Licht der tief hängenden Lampe. Die Bäuerin beugte sich bekümmert über dem Klöppelpolster.

Jetzt schlug draußen der Hund an.

Ein später Gast trat ein. Ein fremder Städter. „Bin ich recht im Joachhof?"

Mit hurtigen Augen überspähte er die Stube.

Sie barg lauter althergebrachten, angeerbten Hausrat. Da war der urväterliche, riesige Ofen, auf den grünen Kacheln Bilder der Gestirne, Mond und Sonne. Tisch und Bank und Gestühl, gedunkelt im Verlauf der Jahrhunderte, trugen ruhige, schlichte Formen. Alles klang hier zu einer ehrwürdigen, schönen und festlichen Einheit zusammen.

„Was wollt ihr von mir?" fragte der Joach und rückte dem Fremden einen Stuhl hin, dessen Lehne ein halbrundes Leiterlein bildete. Der Gast sah nach den flinken Fingern des Weibes hinüber. „Immer fleißig!" sagte er. Sie schob den Klöppelsack weit von sich, ruhte und seufzte: „Ach, wer kauft heut noch Spitzen?" „Faule Zeiten!" nickte der Fremde. „Der Herrgott ist ein alter Mann geworden. Um die Welt steht es jetzt gefährlich. Glücklich, wer bares Geld hat."

„Bares Geld?", murrte der Bauer. „Unsereiner braucht es bitter. Aber woher nehmen? Frucht und Vieh haben keinen Preis mehr. Unsere Mühsal lohnt sich nimmer." Der Gast lehnte sich in das Leiterlein zurück und lauerte: „Ihnen geht es ja noch nicht so schlimm. Ihre Stube riecht noch recht tröstlich nach Milch und Brot." „Aber wie lange noch?" klagt der Joach. „Die Schulden wachsen schneller, als das Unkraut im Hafer. Wenn ich morgen kein Geld aufbringe, krieg ich den Gerichtsvollzieher auf den Hals. Wir werden uns bald an den Bettelsack anhalten müssen!" und zornig über seine Ohnmacht schlug er auf den Tisch.

Der Gast besah sich seinen kleinen Finger und blies ein Stäublein davon weg. „Bauer, ich könnte Ihnen schnell zu Geld verhelfen".

„Niemand kann mir helfen!", polterte der Joach. „Was der Bauer schafft, hat keinen Preis mehr." „Doch, doch, verkaufen Sie mir den Tisch da! Ich biete Ihnen 400 Kronen!" Der Joach tat die Augen sperrangelweit auf. „Den Tisch da?" staunte er. „Den brauchen wir ja selber! Wo sollen wir denn sonst essen?" „Für das Geld, das ich Ihnen biete, können Sie sich zwei Tische schreinern lassen."

„Der Tisch ist mir nicht feil. Einen Tisch verkauft man nicht. Der Bauer hat Korn und Vieh zu verkaufen, sonst nichts!" sagt der Joach schroff. „Sie Schlaukopf, Sie wissen, wie man die Preise steigert!" lachte der Städter. Gut, ich gebe Ihnen also mehr. 600 Kronen! Besinnen Sie sich nicht lange!"

„600 Kronen! Mir wäre damit morgen geholfen. Aber Ihr könnt doch den Tisch nicht gebrauchen. Er ist grob und bäuerlich und taugt nicht in das städtische Zimmer." „Das soll meine Sorge nicht sein", sagt der Händler und liebäugelte mit dem bejährten Gerät. „Wahrhaftig, ein breiter Bauernacker! Ein urwäldliches Ding!" lobte er. „Stämmig und gemütlich, so daß man sich dabei denkt: da setzt du dich nieder und stehst nimmer auf."

„Etliche hundert Jahre alt, Herr, und dabei ist das Holz noch kerngesund, nicht zermilbt und zermulmt! Eiche, die aus unserer Erde gewachsen ist! Solch festes Holz wächst heutzutage auf der ganzen Welt nimmer!" Also prahlte der Bauer und rüttelte den Tisch und dieser hielt stand wie ein Stier: „Aber ich geb ihn nicht her. Ich müßt mich ja schämen!" „So hören Sie doch. Sie langweiliger Mensch!" drängte der Händler. „Es ist doch besser. Sie verkaufen das Gerümpel, als Sie verlieren ein Stück Land. Ich biete 800 Kronen. Das ist das höchste! Und jetzt schlagen Sie ein!" Der Bauer wurde schwach. „Mit so viel Geld wollt Ihr mir den Tisch bezahlen? 800 Kronen? Damit wäre ich morgen über den Zaun. Aber es kommt mir sauer an. Es wird mir auf dem Gewissen brennen. Herr, laßt mir Zeit bis morgen! Ich will es mir überschlafen". „Du kannst mir den Tisch mit fröhlichem Gewissen verkaufen! Also: morgen werden wir handelseins!" Der Händler reichte dem Joach seine feiste Hand, darin die Knochen fast nicht zu spüren waren und huschte davon.

Bauer und Bäuerin starrten einander in die erblaßten Gesichter.

„Du", sagte sie leise, „mir ist, als täten wir ein Unrecht".

„Weib, denk an das Geld!" erwiderte er.

Und als sie dann in die Kammer schlafen ging, rief er ihr nach: „Ich will noch eine Weile an dem Tisch sitzen! Es ist das letztemal."

Nun war er allein. Draußen reifte der Mond über Land. Draußen in der Nacht wuchs das Korn. Da stand der Tisch wie ein gutes, treuherziges Haustier. Die faustbreite Platte, glatt von geschobenem Brot und scheuernden Aermeln, wuchtete auf den schräg gestellten Beinen und diese waren unten durch Fußbretter zu einem bequemen, kräftigen Geschränk verbunden. Auf dem Tischblatt war ein Loch sorgsam verkeilt, dadurch hatte einer der bäuerlichen Vorfahren mitternachts Freikugeln gegossen. Es war ein sagenhafter Tisch. Er trug die Jahreszahl 1638 eingeschnitzt. Was nutzt das alles?! Der Tisch muß fort. Die Stadt mit ihrem wurzellosem Wesen dringt immer näher heran und tappt in das stille, wehrlose Dorf hinein. Sie reißt die Kinder des Dorfes wie durch einen Zauber an sich, verschlingt sie und gliedert sie ein in ihr lärmendes Gewirr. Sie erstickt mit ihrer flüchtigen Mode die altheimische Tracht. Ihrem farblosen Geschwätz, ihren öden Schlagworten weicht die biblisch bildhafte Rede des Landmannes, und unter ihrem Anstoß bröckeln die vertrauten Bräuche und sterben langsam dahin. Und so greift die Stadt auch nach dem herkömmlichen Hausrat der Geschlechter, zerstreut und verweht ihn und ersetzt ihn mit ihrem Allerweltszeug. Was kann ein einzelner dagegen tun? Die Zeit ist übermächtig.

So ungefähr ließ sich der Joach die Gedanken durch den Kopf rauschen, und kühleren Herzens faßte er den gewohnten Hausrat ins Auge: Bank und Stühle, die seine Vorfahren getragen, und den steinernen Schnitterkrug im Schrank, der sie getränkt hatte bei lechzender Mahd.

Doch da empfand der Joach, daß dieser Hausrat in dem langen Verkehr mit Menschen irgendwie Schicksal und Seele gewonnen hatte. Befreundet harrten die Dinge rings, freundliche Helfer, stumm und gehorsam. Fast hatten sie Gesichter wie die Leute. Und der Tisch, der morgen das Haus verlassen sollte, zehn Geschlechter hatte er hier erlebt und begleitet. Im Schwedenkrieg hatte der Urahne die versorgte Stirn darauf gelegt, und die Ahnin die zitternden Beterhände. Dreihundert Jahre lang ist auf diesem Tisch das schwarze Bauernbrot gelegen, dreihundert Jahre lang hat die heilige, karge Schüssel des Mittags darauf geraucht. Und unter dem Tisch hat der Hund geschlummert, und das Kätzlein gespielt. Und an diesem Tisch hat der verlorene Sohn gelümmelt, und Karten und Würfel darauf geschlagen, auf diesen Tisch hat die Faust des erzürnten Vaters gedröhnt, sind die Tränen der Mutter gefallen... Dreihundert Jahre..! Es war spät geworden. Der Wind klopfte schüchtern ans Fenster. Der Joach atmete schwer. Verschacherte er mit diesem Tisch da nicht das Andenken der Toten um schnödes Geld? In eine fremde Stadt wird man den Tisch schleppen. Zu Leuten, die anders deutsch reden, als hier im Gebirge. Zu Leuten, die vielleicht nicht einmal deutsch verstehen. Wie einsam und verraten wird er sich dort fühlen müssen! Wird er nicht vor lauter Heimweh lebendig werden und auf seinen Vieren wie ein in die Fremde verkaufter Hund über Hügel und Berge wieder heimrennen?...

Der Joach saß wie im Traum. Die Bilder blickten streng von den Wänden herunter. Die Lampe brannte nieder, und er merkte es nicht. Die Uhr meldete Mitternacht.

Gespenstisch zuerst, dann immer klarer, gestalthafter und wirklicher saß um den rauhen Tisch herum eine Schar in vergessener Tracht, gewesenes Volk: Altbauerntum, stolz und ernst, die Stirnen zerklüftet von Sonne und Gewitter, eisgraue Knechte, sommerbraune Mägde, Melkerinnen und Hirten. Sie hatten die Hände auf den Tisch getan, Hände, müde und gekrampft von der Sonne, geballt und sanft gefaltet. Und überbuschte Augen warnten, und Munde formten sich zur Klage und zur Verwünschung. Das war das alte Geschlecht, das die Treue gehalten hat dem treuen Gerät, und sie saßen gleich schützenden Geistern um ein Heiligtum, und der Enkel saß unter ihnen wie ein Fremdling, feil und undankbar, verachtet, ausgeschlossen und vernichtet.

Und wie diese Schar der Einstigen aufgedämmert war, so verblich sie wieder leise, und sie nahm den Tisch mit sich, und er verschwand ins Wesenlose. Da war die Stube verwaist und geplündert, entseelt und kahl wie eine Kapelle, darin eine frevle Gemeinde den Altar abgebrochen hat.

Der Joach fuhr stöhnend auf. Ihm war so weh, als mähe eine scharfe Sense mitten durch seine Brust.

Die Lampe war verglommen. Aber im Dunkel begegnete der Tisch seinen tastenden Händen, und taumelnd stützte er sich darauf.

Als dann am nächsten Tag der Händler in die Stube trat und die gewichtige Brieftasche zog, zeigte ihm der Bauer wie dem leibhaftigen Versucher die Tür. „Behalt deine Silberlinge! Ich schaff es auch ohne sie! Der Tisch bleibt im Haus!"

Hans Watzlik

Wie Feuer muß das Wort sein, das uns zwingt,
wie Feuer jeder große Marschbefehl,
und der vor uns die hohe Fahne schwingt,
ist reingeglüht vom Zweifel und vom Fehl.
Ihn hat das Schicksal für das Heut gespart:
daß er dem Meer von Not den Ansturm wehrt
und sich dabei sein brennend Herz bewahrt
und in ein Volk hineinstellt unversehrt.
Dies ist der neue Glaube an die Tat:
Hier ist ein Feuer in die Nacht gebaut,
das nicht zerstört, das seine Glut als Saat
dem Acker eines ganzen Volkes anvertraut.

Rheingold, ist ein Kind unserer Tage, ein Wunder an Technik und Luxus und Bequemlichkeit, der „letzte Schrei" der deutschen Reichsbahn. Die übrigen Expreßzüge platzen vor Neid, wenn sie die langen, unten violetten, oben elfenbeinfarbenen Wagen erschauen, an deren Flanken goldener als Rheingold das Wort „Rheingold" leuchtet.

Im Rheingold wäre es ungleich schwieriger, ein so raffiniertes Gaunerexperiment gelingen zu lassen, wie es gestern den C.-P.-Leuten im Gotthardttunnel gelang. Man sitzt nämlich in den lichten Wagen ohne Trennungswände. Jeder Wagen beherbergt eine große Familie, deren Mitglieder sich nach Herzenslust beäugen mögen. Keine Geste, kein Augenzwinkern bleibt unbeobachtet. Man sitzt wie bei einem Gesellschaftsspiel. Der Gang geht durch die Mitte.

Es sind aber auch einige abgeschlossene Kabinen vorhanden, teils für zwei Reisende — etwa für Hochzeitspaare — teils für vier, wenn die Hochzeitspaare einige Jahre älter geworden sind und Nachwuchs mitnehmen. Kabinen, in denen man ungestört ist, in denen man bei sich daheim ist, an deren Tür jeder Kellner, jeder Schaffner anzuklopfen hat, damit die Hochzeitspärchen Zeit haben, auseinanderzufahren.

Als der Rheingoldzug vom 28. August, der 23,45 Uhr Hoek van Holland zu erreichen hat, mit der schweizerischen Grenze hinter sich auf schnurgerader Strecke hundert Kilometer zu entwickeln beginnt, klopft eine Dame mit kurzen, harten Knöchelschlägen gegen die Tür einer Kabine für Hochzeitspaare.

„Herein!"

Die Dame öffnet, tritt ein, schließt die Tür hinter sich.

Zwar sitzen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts einander gegenüber, doch sind es keine Flitterwöchner, sondern Dr. Pfeiffer und seine Sekretärin Helga Latoche. Und die Eingetretene ist Florence Doveley.

Florence möchte fast lächeln über Staunen und Abweisung, die ihr Erscheinen in den Gesichtern der beiden auslöst.

Sie beginnt mit gewinnender Freundlichkeit und geschmeidiger Stimme: „Sie sind verwundert über meinen Eintritt, der dem in die Höhle eines Löwen gleicht, nicht wahr?"

„Allerdings", versetzte Dr. Pfeiffer knapp.

„Tja ..." Florence zieht die eine Braue hoch und bekommt so das ernst bedauernde Gesicht, dem man doch nicht recht traut. „Ich habe keine andere Erklärung dafür als die, daß ich so ungern allein fahre. Gestern war Herr Fugger so liebenswürdig . . ." Sie steht und sieht sich nach einer Sitzgelegenheit um. Ihr Blick bleibt schließlich an Dr. Pfeiffer hängen, fast mit derselben Herrischkeit, mit der sie Erras von seinem Sitz im Boot aufgejagt hat.

Dr. Pfeiffer ist unempfänglicher als Erras und bleibt vorerst reglos sitzen. Auf Helges Gesicht zeigt sich neben der Abweisung bereits Neugier.

Dr. Pfeiffer sagt unverfroren: „Leider haben wir keinen dritten Sessel für Sie zur Verfügung."

Florence lächelt ihn verbindlich an. „Leider. Aber dem kann abgeholfen werden. Mein Sessel draußen — Sie wissen ja genau, wo ich sitze, da Sie mich bereits beobachtet haben — mein Sessel ist frei. Und wenn Sie ihn für eine Weile benutzen wollten, so hätte ich in diesem netten, kleinen Zimmer ebenfalls einen Sessel und könnte mich mit Fräulein Latoche unterhalten. In dieser Absicht komme ich eigentlich nämlich."

Dr. Pfeiffer ist der Situation nicht ganz gewachsen. Diese Frau hat eine Art, die durchdrückt, was sie will. Man kann sie nicht als Verbrecherin behandeln, man muß sie als Dame nehmen. Unentschlossen sieht er auf Helge. Helge, in einer unbestimmten Ahnung, Florence könnte ihr Mitteilungen über das Dokument machen wollen, nickt leicht mit den Augen.

Dr. Pfeiffer erhebt sich also. Ohne noch einen Ton zu sagen, schiebt er sich an Florence zur Tür hinaus. Die beiden Mädchen sind allein.

„Darf ich?" fragt Florence jetzt herzlich, eine Hand auf die Sessellehne legend.

„Bitte", fordert Helge nicht ohne konventionelle Freundlichkeit auf.

„Danke." Florence sitzt. Sie spricht nicht sofort, sie scheint noch Gedanken zu formulieren. Helge wartet mit unbewegtem Gesicht, zurückgelehnt, die Hände auf dem Schoß, die Augen mit dem Ausdruck leiser Neugier auf ihr Gegenüber gerichtet. Sie denkt: Vielleicht bereut sie den Diebstahl. Vielleicht ist sie doch durch Erras' Einfluß gestern mürbe geworden und sie will das Dokument zurückgeben.

Dann fängt Florence an: „Sie nehmen vielleicht an, daß ich Ihnen jetzt wichtige Aufschlüsse darüber geben werde, wo sich das Dokument befindet, das von Erasmus Fugger, dem von uns gleichermaßen geschätzten Mann, so eifrig gesucht wird. Sie vermuten vielleicht sogar, daß ich das Dokument, an dessen Raub ich mitschuldig bin, jetzt hier auf den Tisch lege, um es in ihre Hände zurückzugeben. Aber das wäre doch allzu großmütig und würde die Aufgabe des von uns gemeinsam geschätzten Mannes allzusehr erleichtern."

Helge macht eine unwillige Bewegung. Ihr Gesicht hat sich gerötet vor Unmut. Sie findet diesen Anfang taktlos, frech fast. Wie kam diese Abenteuerin dazu, mit vertraulicher Betonung von einem „gemeinsam geschätzten Mann" zu sprechen. Und doch kann sie nicht dagegen auffahren. Sie ist befangen dieser Frau gegenüber, die mit einer Liebenswürdigkeit und mit einer gnädigen Herablassung spricht, als habe sie Audienz gewährt.

Sie fragt mit leise trotzendem Ton: „Wozu sind Sie also gekommen?"

„Um mich mit Ihnen zu unterhalten, ich sagte es doch schon", versetzte Florence einfach und fährt jetzt mit wirklich herzlicher und werbender Stimme fort: „Liebes Fräulein Latoche. Sie glauben nicht, wie schrecklich es manchmal ist, mit dieser Umgebung, der ich angehöre, allein zu sein. Ich sehne mich manchmal danach, mich mit Menschen, die auf der anderen Seite der Grenze stehen, aussprechen zu können. Ich gestehe ehrlich, daß ich es als eine wahre Wohltat empfand als gestern in Genua Erasmus Fugger in mein Abteil trat. Und heute bin ich zu Ihnen gekommen, weil Sie Frau sind wie ich und — weil auch Sie von Erasmus soviel halten." Das letzte sagte sie leise und nicht mehr spöttisch wie vorhin.

(Fortsetzung folgt).

Horst E. Markgraf

Der Zug der Verschleppten

III.

Es war dunkel geworden, als wir zum Weitermarsch aufgestellt waren. Uebers Feld glühte ein niedriger roter Schein: dort glimmten die Reste des Dorfes Chroscla. Und drüben am westlichen Horizont? Ueber den stillen, sternenklaren Himmel breitete sich ein Feuerschein, immer höher, immer breiter. Flüsternd ging es von Mund zu Mund: Warschau brennt. Waren wir ganz still, dann hörten wir neben dem fernen Wagenrollen auf der Straße nach Minsk zum erstenmal noch etwas anderes: ein fernes Grollen, dumpf, drohend. Ein Gewitter? Nein. Ueberall blinkten die Sterne. Explosionen in Warschau? Nein. Artilleriefeuer. Die Front.

Jäh stiegen neue Hoffnungen auf. Die Front schon hier? Woher kommt der Schall? Was bedeutet der dritte Feuerschein im Nordosten? Auch da die Front?

Unsere Polizei war unschlüssig. Lange warteten wir, der ganze Zug, saßen auf der staubigen Dorfstraße auf unseren Koffern, flüsterten und machten Pläne. Schließlich kam der Befehl: Aufstehen, wir marschieren weiter. Wir zogen bis zur Chaussee. Dort weigerten sich einige, weiterzugehen. Die Polizei wollte nach rechts, nach Minsk, einige unserer Gruppen machten Miene, nach links abzubiegen, nach Warschau zurück. Aber es kam doch noch Ordnung in die Kolonne. Der Marsch nach Minsk begann. Wieder endlose Kolonnen Militär neben uns, finsteres Schweigen oder halblaute drohende Rufe. Durch ein brennendes Dorf zogen wir, dann wieder in unheimlicher Finsternis. Ein böses, lauerndes Dunkel empfing uns auch in Minsk, und wir waren froh, als wir die Stadt wieder hinter uns hatten, in der — wie wir später erfuhren — einige von uns abgesprengte Leidensgenossen Stunden furchtbarer seelischer Marter durchgemacht hatten, halbwüchsigen bewaffneten „Patrioten" und der Soldateska ausgeliefert.

Auf unserem Wege zum nächsten Ruheort mehrten sich die Anzeichen der nahen Front. Es wurde immer deutlicher, daß alle die Heereskolonnen, die an uns vorbeikamen, auf dem Rückzug waren, und die Tatsache, daß das flüchtende Heer die unbedeutende Nebenstraße nach Südosten, nach Latowicz und Stoczek, benützte, war ein Beweis dafür, daß es nach Osten und Nordosten nicht mehr durchkam. Neue Hoffnung für uns.

Nach vielstündigem Marsch waren wir am Sonntagmorgen in dem Dörfchen Krzywica in der Landgemeinde Siennica angelangt. Wir hatten bald ermittelt, daß dieses Dörfchen mit den weit verstreuten Gehöften sozusagen fliegersicher war. Die nächste Bahnlinie und die nächste Chaussee waren kilometerweit von uns entfernt.

Trotzdem blieben natürlich die Bomber nicht aus. Aber sie taten uns nichts. Wir hörten es in weiter Ferne krachen und sahen am Horizont Rauchwolken aufsteigen. Den ganzen Tag lagen wir in Gräben oder in einem kleinen Wäldchen oder im Stroh. Und am Nachmittag verlangten wir von unserem Polizeileutnant kategorisch einen weiteren Ruhetag. Er gab schließlich nach, da sich auch die Disziplin unter seinen Leuten bedenklich gelockert hatte. Unsere Eskorte hatte keine Angst mehr, daß wir flüchten würden; sie kümmerten sich weder um uns, noch darum, daß in den einzelnen Gruppen doch schon Leute fehlten. Sie hatten ihre Gewehre irgendwohin geworfen, die Mützen und die Röcke dazu, und sie waren selber heilfroh, daß sie einmal eine Nacht lang würden schlafen können.

Wir selber konnten in dieser Nacht nicht so recht zur Ruhe kommen. Da und dort war der Himmel rot, und der Geschützdonner war erheblich deutlicher zu hören als am Abend vorher.

Am Montag abend wie üblich: sammeln, aufstellen, Abmarsch. In einer dicken Staubwolke marschierten wir dem Städtchen Siennica zu, wo wir wieder auf die Chaussee kamen. Vor uns glühte der Himmel, und je weiter wir marschierten, desto mehr breitete sich der Feuerschein aus. Das Städtchen Latowicz lag vor uns. Am Eingang in die Stadt standen ein paar heile Häuser, und als wir diese passiert hatten, lag plötzlich ein riesiges glühendes, flammendes, schwelendes Feld vor uns. Eine ganze Stadt lag in letzten Zuckungen. Dicker Brandgeruch legte sich schwer auf die Lungen, es stank nach verbrannten Kadavern. Rechts und links von der schmalen Straße eine Brandstätte an der anderen, brennende Trümmerhaufen, aus denen letzte Flämmchen aufflackerten, und in der Mitte der unversehrt gebliebene Kamin; Kamin an Kamin, Bäume, von denen verkohlte Stümpfe übriggeblieben waren, zerfetzte Telephondrähte, lautlos umsinkende Leitungsmasten. Eine kaum erträgliche Hitze. Und in dieser Hölle marschierten wir, stumm und bedrückt. Neben uns wieder endlose Militärkolonnen.

Das war die böseste Nacht, der Durchmarsch durch das brennende Latowicz die schlimmste halbe Stunde, die wir auf unserer ganzen Reise erlebt haben ..

Die Heereskolonnen verließen uns die ganze Nacht nicht. Wir mußten uns am grauen Morgen durch Wagen und Autos hindurchwinden, um auf den Nebenweg zu gelangen, an dem das Dorf Olekstanka lag, unser heutiger Ruheplatz. Lang, sehr lang und schmal waren die Bauernhöfe, in die wir hineinzogen, klein die Scheunen. Nur mit Mühe fanden die Gruppen genügend Schlafplätze. Manche Leute gingen weiter hinaus und richteten sich, so gut es ging, eine Schlafstatt auf der mit Erlen bestandenen Wiese her.

In den späten Morgenstunden waren wir wieder wach. Flieger waren nicht zu sehen. Auf der nicht allzu weit entfernten Straße hörte man Räderrollen. Dann verstummte auch das.

Eine Zeitlang war es merkwürdig still. Dann plötzlich ein Schuß. Und noch einer. Geschützfeuer. Anscheinend antwortete ein Geschütz von einer anderen Seite.

Das Donnern der Kanonen wurde lebhafter und schien näher zu kommen. Wir gingen in Deckung, suchten Bodenvertiefungen, verbargen uns am Steilufer einer ausgetrockneten Dorfpfütze.

Immer wieder Geschützfeuer. Wir unterschieden Abschuß und Einschlag, und plötzlich hörten wir die fliegenden Geschosse. Granaten sangen über unsere Köpfe hinweg. Und nun MG-Feuer, einzelne Karabinerschüsse. Die Granaten sangen, eine barst in unserer nächsten Nähe. Wieder in kurzen Abständen das Bellen der Maschinengewehre. Drüben fegte plötzlich ein leichter polnischer Tank von der Anhöhe herunter, verschwand hinter Bäumen. Eine polnische Reiterpatrouille trabte an uns vorbei, ein Pferd mit leerem Sattel. Zwei polnische Soldaten kamen über die Wiese, ohne Helm, ohne Waffen. Sie setzten sich einen Augenblick zu uns, wischten sich Schweiß und Staub vom Gesicht und fluchten auf ihre Offiziere, die ausgekniffen waren. Also hier war die Front.

Eine Stunde später völlige Stille. Und dann erfuhren wir, daß unsere ganze Eskorte geflohen war. In dem nahen Wäldchen jenseits der Dorfstraße fanden wir einen kleinen Sack, gefüllt mit Uhren, Füllfedern, Taschenmessern, die man uns in Lodz abgenommen hatte. Nicht weit davon entfernt stieg dünner Rauch auf: da



lagen unsere Papiere und Internierungsscheine, zum großen Teil verbrannt. Der größte Teil unserer Wertsachen war nicht mehr aufzufinden: diese und 500 Zloty, die wir für Verpflegungszwecke hatten sammeln und dem Polizeileutnant einhändigen müssen, waren verschwunden. Bald darauf kam einer von uns mit einer neuen Nachricht: an der Straße lagen und standen, im Graben und im Walde, dreißig Kraftwagen, ein Sanitätszug, Waffen, Benzinfässer, Gasmasken, Helme. Die polnischen Truppen waren geflüchtet.

Wir befanden uns, ohne Polizeieskorte und zwischen den Fronten, in nicht ungefährlicher Lage. Aber auch unsere Befreiung schien nahe. Die deutschen Truppen konnten nicht weit sein. Jemand wollte sogar schon eine deutsche Streife gesehen haben.

Am Nachmittag gingen Freiwillige als Späher vor, um deutsche Stellungen zu finden. Das Warten an diesem Nachmittag und am Abend war zermürbend. Als wir schlafen gingen, stellte jede Scheune Wachen aus, denn ein Ueberfall seitens der Bauern war ja nicht ausgeschlossen.

Der nächste Tag brach an, der 13. September, ohne daß sich die Lage wesentlich geändert hätte. Die Wachen hatten in der Nacht im Westen und Südwesten Leuchtkugeln gesehen. Jetzt am Tage herrschte wieder Ruhe.

Wir beschlossen, auch diesen Tag in Olekstanka zu verbringen, obgleich es ungemütlich war und die Bauern uns loswerden wollten. Weitere Spähtrupps wurden ausgesandt, die ersten kamen zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben; einige blieben aus, und wir waren in Sorge um sie.

Am Nachmittag des 13. September brachte uns ein Bauer die ersehnte Nachricht: 7 Kilometer südwestlich von Olekstanka, in dem Städtchen Stoczek, standen die deutschen Truppen!

Unsere Freude war unbeschreiblich, und in dieser Freude entstand der kühne Plan: zwei von uns wollten einen schwerverletzten polnischen Soldaten, der in unserem Dorfe lag und schnelle Hilfe nötig hatte, auf dem Wagen desselben Bauern nach Stoczek bringen und bei dieser Gelegenheit um Hilfe bitten.

Nach einer knappen Stunde fuhr der kleine Bauernwagen wieder zurück nach Stoczek, für alle Fälle mit einer schnell zusammengebastelten Rotkreuz-Fahne gekennzeichnet. Alle guten Wünsche geleiteten unsere beiden Abgesandten.

Spät abends kamen sie zurück, und es fiel uns schwer, unserer Freude nicht laut Ausdruck zu verleihen, als sie uns die Nachricht brachten, wir würden am nächsten Morgen erwartet.

Schweigend, bemüht, kein allzu großes Aufsehen zu erregen, sammelten wir uns am nächsten Morgen, und dann ging es in langem Zuge aus dem Dorf hinaus, durch ein zweites Dorf, in dem wir noch einigen mißtrauischen Fragen der Bauern ausweichen mußten, und hinein in einen Wald. Zwei Stunden dauerte der Marsch.

Dann vorn ein Warnungsschuß. Der Zug hielt. Ein paar Minuten später winkten die Anführer unserer Gruppen: Vorwärts! Und plötzlich standen drei, vier baumlange deutsche Soldaten mit lachenden blauen Augen da, umringt von unseren Leuten, und gaben ihre letzten Zigaretten her. Im Sturmschritt zogen wir nach Stoczek hinein, grüßend, singend, winkend.

Wir waren frei!...

WIRTSCHAFT UND VERKEHR

Neue deutsche Preisvorschriften für Kleidung und Wäsche treten am 15. Oktober in Kraft

Der Reichskommissar für die Preisbildung hat für den Textileinzelhandel und das ambulante Gewerbe Deutschlands (mit Ausnahme der Ostmark) ab 15. Oktober 1939 neue Grundsätze für die Preisbildung aufgestellt. Die Errechnung des Preises erfolgt in Zukunft nicht mehr nach dem umständlicheren Verfahren des Spinnstoffgesetzes, sondern durch bestimmte Aufschläge auf die Einkaufspreise. Für alle Waren werden diejenigen Handelsspannen festgesetzt, die höchstens genommen werden dürfen.

Die neuen Handelsspannen richten sich außer nach der Warenart nach der Ortsklasse, zu der das betreffende Geschäft gehört, und nach der Einkaufsklasse, d. h. nach dem Preis, zu dem die Ware eingekauft wurde. Es gibt zwei Ortsklassen. In die Ortsklasse I fallen die Gemeinden bis zu 10 000 Einwohnern, in die Ortsklasse II die übrigen Gemeinden. Sämtliche Textilwaren sind in 15 große Gruppen eingeteilt.

Wenn ein einzelnes Unternehmen mit niedrigeren als den festgesetzten Höchstspannen auskommen kann, so kann die Preisbildungsspanne einen niedrigeren Aufschlag vorschreiben. Jede Ware muß sichtbar mit dem nunmehr zulässigen Verkaufspreis ausgezeichnet sein, sei es, daß dieser Preis auf einem Anhänger oder durch einen Vermerk auf der Umhüllund oder auf andere Weise sichtbar gemacht wird. Die Kennzeichnung muß mit Maschine, Stempel, Tinte oder Tintenstift, also nicht mit Bleistift, vorgenommen werden. Auf der Rechnung für den Käufer muß der geforderte Preis vermerkt werden.

Die neue Preisverordnung ist keine Kriegsverordnung. Sie beruht auf umfangreichen Erhebungen, die der Preiskommissar in Zusammenarbeit mit der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel bei 60 000 Einzelhändlern angestellt hat. Für den Einzelhändler bedeutet die Verordnung eine wesentliche Erleichterung in der Preisberechnung, an den Preisen selbst wird sich aber nur in Ausnahmefällen etwas ändern.

Rumänische Rekord-Maisernte

Die neueste Maisernteschätzung in Rumänien für dieses Jahr stellt fest, daß eine Rekordernte erzielt wird. Die Anbaufläche betrug 4,9 Millionen ha, der Ertrag wird auf 6,24 Millionen t geschätzt gegen 5,3 Millionen Tonnen im vergangenen Jahre und 5 Millionen t im Durchschnitt der letzten 10 Jahre.

London kauft Amerikastahl

Seit Kriegsausbruch hat die englische Regierung zweimal Preisofferten über die Lieferung von je 100 000 Tonnen Stahl in Amerika angefordert.

Verlag und Druck:
Verlagsgesellschaft „Libertas" G. m. b. H., Lodz I, Petrikauer Straße Nr. 86.
Schriftleitung:
Hauptschriftleiter: Dr. Karl Scharping; Stellvertreter: Adolf Kargel.
Verantwortlich für Politik: i. V. Adolf Kargel; für Lokales und Kulturelles: Adolf Kargel; für Unterhaltung: Emil Nasarski; für Wirtschaft: Horst Markgraf; für Beilagen: Kurt Rapke.
Für Inserate verantwortlich. Ella Finke.
Bezugspreis monatlich: In Lodz mit Zustellung Rm. 2.50 (Zl. 5.—), bei Abnahme in der Geschäftsstelle Rm. 2.— (Zl. 4.—). Erscheint täglich. Anzeigenpreise: die 7gespaltene Millimeterzeile 7,5 Rpf. (15 Groschen), die 3gespaltene Reklamezeile (mm) 30 Rpf. (60 Groschen). Eingesandtes für die Textzeile 60 Rpf. (1.20 Zl.). Kleine Anzeigen bis 15 Wörter 75 Rpf. (Zl. 1.50), jedes weitere Wort 5 Rpf. (10 Groschen).
Auflage dieser Nummer: 26 000

Schmerzerfüllt bringen wir hiermit die tieftraurige Nachricht, daß am Mittwoch, den 4. d. M., um 5 Uhr nachm. nach schwerem Leiden unser herzensguter Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder, Schwager, Onkel und Cousin

Maurycy Karcz

im Alter von 81 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen ist. Die Beerdigung unseres teuren Entschlafenen findet am Sonnabend, den 7. Oktober d. J., um 2 Uhr nachm. von der Leichenhalle des alten kath. Friedhofs aus statt.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen

Am 4. Oktober verschied sanft nach langem Leiden unser inniggeliebter

Maximilian Roeser

im Alter von 76 Jahren. Die Beerdigung findet am 7. Oktober nachm. um 3 Uhr von der Leichenhalle des alten evangelischen Friedhofes aus statt.

In tiefer Trauer:
Die Hinterbliebenen

Danksagung

Allen denen, die unserer einzig lieben und unvergeßlichen Mutter

Emma Guse geb. Schweigert

das letzte Geleit gegeben haben, sowie den edlen Kranz- und Blumenspendern sprechen wir hiermit unseren innigsten Dank aus. Besonders danken wir Herrn Pastor Wannagat für seine trostreichen, zu Herzen gehenden Worte.

Die Hinterbliebenen

Am 29. IX. 1939 verließ vom Boerner-Markt aus der 18jährige Diener Josef Potomski Lodz auf einem Wagen mit Gummirädern, der mit Körben, die mit dem Buchstaben E und mit Kisten, die mit den Buchstaben E R bezeichnet waren, sowie mit 5 Doppelzentnern Kohle beladen war. Das Pferd war ein brauner Wallach, der auf der Stirn einen weißen Fleck und auf dem linken Hinterbein eine Narbe hatte. Kutscher und Gespann sind bis zum heutigen Tage nicht zurückgekehrt. Wer über den Aufenthalt des Pferdes und Wagens Bescheid weiß, wird gebeten, davon gegen Belohnung dessen Besitzer Edmund Rutkowski in Ksawerow bei Pabianice Mitteilung zu machen. 3586

Quittungen vom 5. 5., 6. 6. und 5. 7. 1939, Nr. 1265 über eingezahlte Zl. 3000 auf die polnische Luftschutzanleihe sind verlorengegangen und werden hiermit für ungültig erklärt. 3616

Personalausweis auf den Namen Jakob Günther, abhanden gekommen. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen Belohnung im Café „Carlo" abzugeben. 3605